

Ringen um Sprache

DREILÄNDERTREFFEN KATHOLISCHER PUBLIZISTEN
PUCHBERG BEI WELS (1990)

Der Titel, der mir vorgegeben wurde, gefällt mir. Er drückt das aus, was Sie und mich so oft bewegt, und er erwartet keine fertigen Lösungen. Auch sehe ich mich ständig mit diesem Ringen konfrontiert: Tag für Tag, von Anlass zu Anlass, von Brief zu Predigt, von Artikel zu Statement, von Grußwort zu Diskussion, von Hirtenbrief zu Buchbeitrag, vom Gespräch mit Laientheologen zur Begegnung mit Volksschulkindern, vom Suchen nach Formulierungen für Universitätsprofessoren zur Firmansprache für Schwerstbehinderte. Es ist tatsächlich ein mühsames Ringen, das mich oft müde und unbefriedigt zurücklässt, und das unendlich zeitraubend und facettenreich ist. Es ist ein Ringen, das bis in diese Stunde und diese Worte hereinreicht. Und Sie erleben es als katholische Journalisten besonders intensiv. Sie werken und wirken ja an jener Nahtstelle von Kirche und Gesellschaft, von säkularisierter Welt und tiefem religiös-weltanschaulichem Anliegen, jener Nahtstelle, wohin Sie Gott in dieser wahrlich nicht problemlosen Epoche gestellt hat. Und wenn Sie auch – was mir besonders schwierig vorkommt – so oft unter Zeitdruck stehen und rasch formulieren müssen, so spüren Sie doch sicher, dass Sie diesen Umgang mit der Sprache nicht so lässig-gekonnt betreiben können, wie dies in den seichteren Gewässern journalistischer Tätigkeit oft geschieht. Es ist wirklich ein Ringen, dieses Suchen nach Sprache, die den Menschen erreichen soll. Und wir fühlen alle, dass man nicht immer so weiterreden kann wie einst. Wenn man dies unbekümmert tut, wird man bald ins Leere spre-

chen. Es ist einfach so, dass sich die Konditionen der Kirche, des Christen und des Menschen im Allgemeinen in der Welt geändert haben. Und somit haben sich auch die Bedingungen für die Kommunikation geändert.

Auch für die Sprache gilt das Wort: „Der Ton macht die Musik.“ Ich meine hier die Untertöne der Sprache, die mitschwingen, die mit den Grundeinstellungen und Gestimmtheiten des Sprechenden zusammenhängen, mit seiner Empathiefähigkeit, seinem Einfühlungsvermögen, das aller Kommunikation vorausgehen muss, allen Fragen des Stils, der Wortwahl und der Diktion.

Für diesen Ton, der die Musik macht, scheint mir entscheidend zu sein, wie der Sprechende die Lage der Kirche in der säkularisierten Welt sieht, welchem Kirchenbild man sich verbunden fühlt. Und darum möchte ich zunächst – zugegebenermaßen mit einer gewissen Überzeichnung – auf Kirchenbilder hinweisen, die die Sprache sehr nachhaltig prägen können.

Die Festungskirche

Da ist zunächst die *Festungskirche*, d. h. die Kirche, die sich in einer säkularisierten Welt fundamental bedroht weiß und darum die Bastionen auszubessern versucht – ich meine die Bastionen und Kasematten der bergenden Autorität und der Disziplin, und die Wachttürme der Orthodoxie. Das ist durchaus verständlich und da und dort auch nötig. Aber man muss anpassen, dass man sich nicht so verhält wie weiland König Ahas, der bei der Wasserleitung des oberen Teiches in Jerusalem die Befestigungsarbeiten besichtigte, weil die feindlichen Könige heranzogen. Jesaja hat ihm dort an der Walkerfeldgasse eine Verheißung gebracht, aber angesichts der strategischen Bedrohung Jerusalems hat der König auf den milden Ton dieser hoffnungsvollen Botschaft gar nicht hingehört ... (vgl. Jes 7,1–9)

Die Sprache der Festungskirche hat immer den dumpfen Unterton der Angst. Es schwingt in ihr ein überdimensionierter „Böse-Welt-Komplex“, und sie teilt das tiefe Bedürfnis aller Bunkerbauer, überall Betonverstärkungen anzubringen. Die Sprache ist notwendigerweise stark traditions-



Stift Stams

und autoritätsakzentuiert, vermeidet jede ungewohnte Formulierung, und um die Rechtgläubigkeit abzusichern, schwelgt sie in Zitationen – einer Aussageform, die bei aller objektiven Richtigkeit eine tödliche Langeweile und Atmosphäre der Unpersönlichkeit verbreitet. Es ist eine Sprache, in der das „Es“ dominiert. Sie neigt zur Paragrafierung und Definierung des Glaubens, und die sprachliche Bewegungsmöglichkeit wird eng wie in Minenfeldgassen, die keine Ausritte dulden. Natürlich ist Definition des Glaubens manchmal als Notbremse unumgänglich. Aber die Sprache der Festungskirche wird steril, zur reinen Insidersprache, die nur für die dünner werdende Besatzung gedacht ist, die in den festen Gewölben der unbestrittenen Autorität liegt.

Es ist keine Sprache, die Tore aufmacht. Für den Außenstehenden, ja sogar für den Überläufer erhält sie den Charakter des rostigen Stacheldrahtverhaus, der die Lust zum weiteren Vordringen verleidet.

Die Anbiederungskirche

Und dann gibt es da und dort das Modell der *Anbiederungskirche*. Aus dem Glacis der Festung baut man Boulevards und breite Straßen, aus denen jeder Stein des Anstoßes sorgfältig entfernt wird. Alle Mauern werden geschliffen. Man setzt auf grenzenlose „Offenheit“. Man möchte eine Kirche des mühelosen Zutritts, der uneingeschränkten Akzeptanz, weitgehender Unverbindlichkeit und moralischer Billigstangebote. Der prophetische Aufruf zum Glauben wird zur „Hereinspaziert-Melodie“. In solcher Sprache blitzt das Wort Gottes nie als „Schwert des Geistes“ auf (Eph 6,17), ein Bild, auf das das Neue Testament nie verzichtet. Die Anbiederungskirche setzt auf den kostenlosen Seelenservice. In der Waschmaschine ihrer Bußpraxis gibt es nur Weichspüler und Schongänge. Die Einladung zu meditativem Eindringen in das Mysterium Christi formuliert man mit einem saloppen „Mal ganz locker mit Jesus plaudern ...“ Alles im Christentum geht „locker vom Hocker“. Die Anbiederungskirche wird letztlich echolos bleiben. Sie erhebt im Chor der tausend Angebote eine Kastratenstimme.

Die militante Kirche

Es gibt heute auch die *militante* Kirche. In ihr tritt man der säkularisierten, glaubensentfremdeten Welt im Geist der „Reconquista“, der Wiedereroberung, entgegen. Man macht also den Ausfall aus der Festung, versucht verlorenes Terrain zu besetzen, in die Informations-, Einfluss- oder Entscheidungsstrukturen einzudringen oder solche zu schaffen, und die Fahne des Christentums auf die wiedereroberten Positionen zu hissen. Wo die militante Kirche sich formiert, setzt sie auf Eliten, ihre Sprache wird ideologisch unbeirrbar und selbstsicher. Ihr Tenor erinnert an den Kampfruf der Kreuzfahrer: „Gott will es – Dieu le veut!“ Selbstkritische Korrekturen sind ausgeschlossen, und darum nähert man sich trotz allen guten Willens einer gefährlichen Dialogunfähigkeit. Man bleibt in der Phalanx – da darf kein Schild ausfallen. Es ist dann schon manchmal in beängstigender Weise die Gefahr, dass man statt Sauerteig zu sein eher wie Salzsäure wirkt. Militante Gruppen gehen das Risiko ein, nicht mehr die Sprache der Frohbotschaft zu sprechen. Es fallen ihnen Deklarationen, Klarstellungen, Verurteilungen, Forderungen und Positionspapiere in Mengen ein, aber niemals ein Sonnengesang. Militante Gruppen, die in viele einflussreiche Posten vordringen, neigen auch dazu, innerkirchliche Spannungen zu vertiefen. Wer aber noch so viele Positionen erobert, hat noch lange nicht die Herzen berührt. Und das ist es, was wir bräuchten: eine Sprache, die die Herzen berührt, nicht aus Erfolgsberechnung, sondern weil dies der redende Gott von Anfang an so wollte.

Die Sprache des Konzils

Weder die Festungskirche noch die Anbiederungskirche, noch die militante Kirche ist in unserer Zeit die Stadt, die auf dem Berge liegt. Dafür müssen die Akzente anders gesetzt sein.

Wer die Konzilstexte von zwei Jahrtausenden durchgeht, sich in die Canones und Sentenzen, die gefeilten Sätze über die „veritates creden-

dae“, die zu glaubenden Wahrheiten, vertieft, wird eine nicht zu übersehende sprachliche Zäsur feststellen: *das II. Vatikanum*. Es hat kein einziges Dogma formuliert, aber die umfassendsten Aussagen über den Glauben in der Geschichte aller ökumenischen Konzilien gemacht. Und es spricht eine ganz andere Sprache. Seine Sprache ist nicht die der Glaubensparagrafen, der Definitionen und Anathemata, sondern eine erklärende, vertiefende, sorgsam begründende und weit ausholende Sprache, die auch im Detail auf Horizonte bedacht ist, und auf das Verstandenwerden von Seiten des Hörers und Lesers. Die Sprache des Konzils ist vornehmlich verdeutlichend und positiv erbauend. Sie hat den Wunsch zu überzeugen, und sie vermeidet das Drohend-Verurteilende, das bei solchen Gelegenheiten so oft dominant war. Die Sprache des Konzils ist so wie sein Kirchenbild.

Die dienende Kirche

Es ist das Bild einer dienenden, solidarischen Gemeinschaft, die, so gut sie es mit ihrer wunderbaren Botschaft und ihren schwachen Kräften kann, in diese Welt ausstrahlen will, im Wort und im Werk. Es muss eine Kirche des Engagements sein, die ihre Stimme erhebt, hinter deren Wort ein reales Tun und Dienen steht, weil der Mensch heute den allzu großen und allzu vielen Worten sowieso nicht traut. Die Grenzen des bloßen Wortes hat ja der Herr selbst angedeutet, indem er gesagt hat: „Wenn ihr nicht meinen Worten glaubt, dann glaubt doch meinen Werken ...“ (vgl. Joh 10,25.38) Eine Kirche dieser Art wird in ihrer Sprache möglichst frei bleiben von aller hintergründigen Spekulation auf Macht und Imageverbesserung, es müsste die Sprache der Redlichkeit sein, die auch eingesteht, zugibt und korrigiert, wo es etwas einzugestehen, zuzugeben und zu korrigieren gibt. Damit muss die Sprache der Kirche absolut keine verunsichernde werden, wohl aber eine glaubwürdigere. Unsere Sprache darf keine berechnende, sondern muss (aber wie schwer ist das!) eine liebende sein.

Verweilen wir ein wenig bei diesem Aspekt. Da unsere Sprache Wort und Antwort zugleich sein muss, also immer auch auf den Anzuspre-

chenden blicken muss, müssen wir uns doch die Situation der Menschen von heute vor Augen stellen. Tagtäglich erleben wir, was Analysen für Europa kürzlich festgestellt haben: Sehr viele Menschen leben inmitten der Sturzfluten und Meinungen der Informationsgesellschaft im geistigen Niemandsland. In einer Untersuchung an Tausenden von Jugendlichen hat man festgestellt, dass der größte Prozentsatz weder den Atheisten noch den „Gläubigen“ im üblichen Sinne zuzuzählen ist, sondern Unschlüssigen, Verunsicherten, Verwirrten, Abwartenden und Agnostikern („Was kann man schon wissen!“). Sie bleiben, auch wenn sie getauft wurden und vielleicht auch Religionsunterricht hatten, in einer reservierten Distanz, ohne klare Zugehörigkeit und festes Engagement, aber mit unbestimmten Frustrationen und Sehnsüchten. Sie stehen sozusagen auf den Bahnhöfen der Gesellschaft herum, wie die Gastarbeiter, die sich als Unbehauste gerne dort versammeln und den in die Ferne verlaufenden Geleisen nachträumen. Der Grundton unserer Verkündigung muss sich darum immer wieder auf Menschen einstellen, die zwar Taufzeugnis und Heimatschein in der Dokumentenmappe haben, aber trotzdem auf dem Weg und auf der Suche sind. Eine Kirchensprache, die immer so tut, als sei sowieso alles klar und man müsse die Wahrheit nur möglichst lückenlos und perfekt anbieten, dringt zu diesen Bahnhofshallen genauso wenig vor wie die Sonntagsglocken ins Kommen und Fahren der Züge. Unsere Sprache muss immer etwas Nachgehendes und Einholendes haben, das Anknüpfen an das vorhandene Stück guten Willens und gegebener Einsicht, das irgendwie ja bei jedem da ist, das geduldige Erklären und Begründen und Wecken des Interesses.

Die Sprache des Auferstandenen

Für solches Sprechen kennt die Schrift ein Modell. Und es ist für mich geradezu symbolisch, dass dies die erste Weise verkündender Sprache nach den Ereignissen von Tod und Auferstehung ist. Es ist die Sprache des *Auferstandenen*, der auf dem Weg nach Emmaus den enttäuschen-

den, resignierenden Aussteigern nachgeht, bei ihren Frustrationen und Niedergeschlagenheiten beginnt, und dann anfängt, zu erklären und nahezubringen, so dass schließlich doch die Herzen berührt werden und die beiden zum Unbekannten das wunderbare Wort sagen: „Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden ...“

Ich brauche wohl nicht darauf hinzuweisen, dass sich heute in vielfacher Weise die Situation derer, die Jerusalem den Rücken kehren, wiederholt, und dass man diese nicht einfach damit zur Umkehr bringt, indem man ihnen einen mehrbändigen Katechismus überreicht, obwohl der für manches gut sein kann. Er, der Sieger über Leid, Sünde und Tod, er wäre der Einzige gewesen, der mit Recht so etwas wie eine triumphalistische Sprache wählen hätte können, aber er hat sich ihrer nicht bedient. Er hat keine Botschaften hinausgeschmettert, sondern den mühsamen, persönlichen Dialog gewählt, und wenn uns von diesem Dialog die einzelnen Gedanken im Detail nicht überliefert sind, so wahrscheinlich deshalb, weil diese pastorale Grundhaltung des Erlösers viel wichtiger ist als die Linienführung damaliger Argumentation.

Im Dialog bleiben

So muss auch die Sprache der Kirche von heute, unsere Sprache, eine *dialogische* sein, d. h. sie muss selbst dort, wo man formal allein spricht, wie in der Predigt oder in einem Zeitungsartikel, eine ständige Auseinandersetzung mit den Positionen, Gefühlen, Sehnsüchten und Vorbehalten des anderen sein. Das setzt für die Wahl der Worte Kenntnis der Situation und viele menschliche Kontakte voraus. Es gibt bei uns in der Kirche, in den höheren Etagen des Theologischen wie des Hierarchischen, hie und da wirklich die Gefahr einer gewissen Isolation, und dann entsteht ein kühler Sprachwind, der vom Himalaya der Erhabenheit herunterweht und keine Blumen wachküst.

Die rechte, taugliche Kommunikationssprache wird nicht unbedingt in Gelehrtenstuben oder Kanzleien und Sekretariaten geboren. Dort wird das theologische Mehl gemahlen, dessen Qualität natürlich von

größter Bedeutung ist (ich gebrauche das Bild keineswegs abwertend), aber das eben doch eine typische Eigenschaft des Mehls hat: Es staubt. Aus dem Mehl muss das Brot der Sprache gebacken werden, und manchmal hat man den Eindruck, als gäbe es in der Kirche mehr Müller als Bäcker. Und dabei könnte die moderne Backkunst in unserem Land mit den vielen Spezialbrotten ein Zeichen dafür sein, wie differenziert Sprache sein muss, wenn sie an den Menschen kommen will. (Man verzeihe mir mein Verweilen in dieser Bildwelt – aber mein Großvater war Bäcker.)

Zur dialogischen Sprache braucht es viele menschliche Begegnungen, Einblicke in Lebensschicksale, Stehen im Alltag, auch ein Aufs-Maul-Schauen und Lernen-Wollen, und ein Hineinhören in die Strömungen der Zeit, auch ein Ernstnehmen dessen, was uns seriöse anthropologische und soziologische Analysen sagen.

Eine Sprache mit Würze

Und wenn ich beim Bild des Brotes bleiben darf, dann müssen wir auch bedenken, dass die Sprache, um die wir ringen, Würze braucht. Offen gesagt – bei vielen Texten, die mir Tag für Tag in ganzen Bergen zugesandt werden, habe ich den Eindruck, mit religiösem Diätzwieback konfrontiert zu werden. Wir können auch den zu dicken Zuckerüberguss des Pathos nicht ausstehen. Wohl aber brauchen wir Herzlichkeit, Mut zur Emotion, und – auch am Ende des wissenschaftlichsten und rationalsten aller Jahrhunderte – Mut zum *Bild*. Religiöse Sprache ist ohne Bild, ohne einen geheimen Bezug zum Poetischen, nie ausgekommen. Wenn aus der Sprache der Kirche das Bild schwindet, dann zeigt das ein schwerwiegendes Defizit auf. Dies wäre nämlich ein Zeichen, dass unsere Sprache sich vom tröstenden Geheimnis entfernt, das unsere Zeit so sehr braucht, dass der Hunger nach dem Mystischen ja hie und da groteske Formen annimmt. Bei Diskussionsbeiträgen über soziales oder gesellschaftliches Engagement, über Bischofsernennungen und Strukturfragen, über Tagungsberichte und Ähnliches mag man vielleicht ohne Bil-

der auskommen. Neonlichter kritischen Denkens mögen viel erhellen, aber die Bilder sind die Intarsien, die die Türen in die Palasträume des Mysteriums schmücken und zum Öffnen einladen. Bilder wecken Echo, und Bilder bleiben. Das gilt auch für den Menschen unserer Tage. Die Sprache der Kirche muss Elemente des Kreativen bewahren. Aber wir leiden alle an einer allgemein verfallenden Sprachkultur.

Es gibt noch eine Nagelprobe dafür, ob eine Sprache Herz hat: *die Präsenz des Humors*. Auch in der Kirche sind Fanatismen und Engführungen, seien sie rechts oder links angesiedelt, humorlos. Es gibt journalistische Produktionen, die von einem gewissen Stil keifender Anklage nicht herunterkommen. Diese oft fromm-eifernden Leute vergessen, wer in der Heiligen Schrift der Ankläger ist, der die Menschen bei Tag und Nacht verklagt.

Eine Kommunikation der Liebe

Darum ginge es also im Letzten: um eine Kommunikation der Liebe. Damit ist – und das möchte ich noch einmal unterstreichen – keineswegs gesagt, dass die Sprache christlicher Verkündigung und Auseinandersetzung nur aus Streicheleinheiten und kühlenden Salben bestehen soll. Hie und da darf und muss es blitzen – das zweischneidige Schwert des Gotteswortes, das kraftvoll und lebendig ist (Hebr 4,12). Aber nur dann, wenn es *wirklich* um die letzten, tragenden Wahrheiten geht, die Er uns hinterlassen hat. Wenn ich die Lanze auf Windmühlen anlege, werde ich rasch vom edlen Ritter der Wahrheit zum Don Quichotte. Darum gehört zur Voraussetzung der rechten Sprache sicher auch ein solides Wissen um das Wesentliche, und das ist eine Forderung an jeden katholischen Journalisten und Verkünder. Ein solides Bildungsstreben gehört zum Geschäft, bis hinein in theologische Grundfragen, und den Schnupperjournalismus, der über alles schreibt, auch und besonders darüber, wovon er keine Ahnung hat, den können wir uns nicht leisten. Ringen um Sprache – bei kaum einem Thema, das mir je angeboten wurde, hatte ich so sehr das Gefühl, wirklich mitten im Prozess zu ste-

hen, auf den der Titel hinweist; mittendrin im Bemühen, immer neu herausgefordert zu werden, und doch nie ganz zu entsprechen, immer wieder zu zielen, und doch das Schwarze nicht ganz zu treffen. Und Ihnen wird es unzählige Male ähnlich ergehen, ja vieles fühlen Sie wahrscheinlich noch verschärft, und ich gestehe gerne ein, dass der katholische Journalist im Auffinden der Sprache für heute oft Pionierarbeit leisten muss, die dann auch sakraleren Räumen zugutekommt. Ich habe viele Artikel von hier Anwesenden mit großem Nutzen gelesen. Wir dürfen uns nicht entmutigen lassen.

So ringen und suchen wir und warten auf Echo, weil diese Welt so schwierig und so schwerhörig geworden ist. Aber wir müssen unsere Stimme ja im betäubenden, lärmgefüllten Großmarkt der Information erheben. In dieser für unser Schreiben und Sprechen so schwierigen Situation liegen sicher auch große Chancen. Deshalb sollten wir auf den Geist vertrauen, von dem es heißt: *„Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Er, der das All erfüllt, kennt jede Sprache“* – auch die Ihre!